

## **Gleichschwebende Aufmerksamkeit und interesseloses Wohlgefallen**

Einige Gedanken zur Ästhetik der psychoanalytischen Fallgeschichte<sup>1</sup>

*Timo Storck, Bremen*

*»Dem Leser, der noch selbst keine Analyse gemacht hat, kann ich nur den Rat geben, nicht alles sogleich verstehen zu wollen, sondern allem, was kommt, eine gewisse unparteiische Aufmerksamkeit zu schenken und das Weitere abzuwarten.« (Freud 1909b, S. 299)*

*»Geschmack ist das Beurteilungsvermögen eines Gegenstandes oder einer Vorstellungsart durch ein Wohlgefallen, oder Missfallen, ohne alles Interesse. Der Gegenstand eines solchen Wohlgefallens heißt schön.« (Kant 1790, S. 124)*

Im folgenden Aufsatz geht es um die Ästhetik der psychoanalytischen Fallgeschichte. Dies ist insofern von besonderem Belang, als diese zu denjenigen Elementen gehört, die die von Freud begründete Wissenschaft vom psychischen Erleben in ihrer Besonderheit kennzeichnen; sie ist »unverzichtbare[r] Baustein in der Hervorbringung wie im Verständnis von Theorien« (King 1998, S. 46). Die Fallgeschichte hat – so wäre es zumindest zu prüfen – einen besonderen Status: Hier wird nicht nur Darstellung und Erkenntnisgewinn hinsichtlich der Lebensgeschichte eines Patienten vollzogen, sondern – insbesondere in Freuds eigenen großen Falldarstellungen – immer auch hinsichtlich der (Behandlungs-) Theorie: In Freuds Dora-Geschichte (1905e) etwa wird die Dynamik von Übertragung und Gegenübertragung deutlich und das nicht deshalb, weil deren Stellenwert in der Behandlung zum Thema, sondern vielmehr indem ihre Nicht-Berücksichtigung in den entsprechenden Konsequenzen deutlich wird. Das bedeutet: Die Dora-Fallgeschichte kann nur verstanden werden, wenn man aus ihr heraus (denn anders ist dies schließlich nicht denkbar) die Begriffe der Übertragung und Gegenübertragung entwickelt, um das Interaktionsgeschehen zu kennzeichnen. Freud (1927a, S. 293f.) spricht davon, dass »[u]nser analytisches Verfahren« das einzige sei, »bei dem dieses kostbare Zusammentreffen« aus Heilen und Forschen gewahrt bleibe. Psychoanalytische Fallgeschichten sind immer polyvalent: Zwischen Darstellungen über Theo-

rie, Technik und »Lebensroman« eines Patienten entsteht ein Spannungsfeld, in dem sich alle erwähnten idealiter gegenseitig vorantreiben.

Wenn ich im weiteren von der psychoanalytischen Fallgeschichte spreche, so meine ich damit die klassische, novellistisch genannte Form, wie Freud sie in seinen sogenannten großen Fallgeschichten geprägt hat, welche das Ziel verfolgt, »die sinnvolle Ordnung [...], die zwischen Patient und Therapeut im Konsens zustande gekommene Integration von Erfahrung und Erleben zur Geschichte einer kohärenten Identität des Patienten« (Overbeck 1993, S. 53) abzubilden bzw. diese herzustellen hilft und dabei drei Forderungen zu begegnen hat: Sie soll »erstens den Ansprüchen der Metapsychologie genügen [...], zweitens die Behandlungstechnik dokumentieren [...] und [muss] drittens [...] Erfordernissen der Darstellung genügen« (S. 52). Kurz gesagt: Vorrangig wird der Anspruch der Psychoanalyse, ein Junktim aus Heilen und Forschen zu transportieren (Freud 1927a, S. 293f.), von der Fallgeschichte eingelöst (vgl. King 1998, S. 49). So kann sie die ihr zugedachte »wichtige kommunikative Funktion innerhalb der Profession« (Stuhr 2004; Kächele et al. 2006, S. 395) erfüllen, und in diesem Sinne muss sie m. E. immer (ist aber nicht der Fall?) *sowohl Krankengeschichte als auch Behandlungsbericht* sein (vgl. Freud 1918b, S. 36; Kächele 1981; Thomä & Kächele 2006b, S. 2ff).

Sofern die Fallgeschichte nicht bloß angenehm zu lesende Ausschmückung sein will, so muss in ihr mehr geschehen als nur eine Dokumentation des einzelnen Behandlungsverlaufs. Am Einzelfall gewonnene Erkenntnisse, vom Besonderen Verstandenes, muss eine Relevanz für »Forschung« in einem weiter gesteckten Rahmen haben, ohne dass allerdings der Fehler begangen wird, das Besondere dafür zu instrumentalisieren, allgemeingültige Gesetze zu formulieren. Das halte ich für den Dreh- und Angelpunkt der Diskussion über den Wert der psychoanalytischen Fallgeschichte: Wie kann in ihr etwas präsentiert werden, das von *allgemeiner* erkenntnisbringender Relevanz ist, wenn sie doch den Verlauf einer *besonderen* Behandlung vorstellt? In welchem Verhältnis steht die Präsentation des durch den Verfasser und Behandler am Einzelfall gewonnenen Verständnisses zum Verständnis des Lesers?

Ich werde bei der Präsentation meiner Gedanken zu diesen Fragen vom Phänomen ausgehen, dass die Freudschen Fallgeschichten, in deren Tradition sich psychoanalytische Fallgeschichtsschreibung unübersehbar noch heute sieht<sup>3</sup>, als ästhetisch-literarisch schön bewertet bzw. Freud als Künstler oder Schriftsteller gelobt wurde und wird. Folgt man der These, die psychoanalytische Fallgeschichte sei mehr als nur schö-

ner bzw. angenehmer Schein, so gilt es zu klären, was sie von einem literarischen Text unterscheidet. Ich werde zu verdeutlichen versuchen, dass die psychoanalytische Fallgeschichte als Möglichkeit der (Weiter-) Entwicklung und Revision von (Behandlungs-) Theorie in legitimer Weise beansprucht, einem Junktin aus Heilen und Forschen verpflichtet zu sein. Dies wird anhand einer Untersuchung des 'ästhetischen Status' der Fallgeschichte entwickelt werden, denn dies ist offenbar ein zentraler Topos der Fallgeschichtenrezeption. Mit Schneider (1998) werde ich den Versuch unternehmen, die Kantsche Ästhetik (1790) auf das Verstehen einer Fallgeschichte anzuwenden. Ich werde für einen quasi-ästhetischen Blick auf die Fallgeschichte argumentieren, einen, der gleichsam die klinische gleichschwebende Aufmerksamkeit auf die Rezeption transponiert, d.h. sie zunächst – mit Kant gesprochen – nicht begrifflich bestimmt, sondern sich gefühlshaft auf diese einlässt, um schließlich das so gewonnene Erlebnis reflexiv, d.h. im Rückgriff auf nicht zuletzt wissenschaftliche Begriffe einzufangen und so zu sowohl hinsichtlich des Besonderen wie des Allgemeinen neuen Erkenntnissen zu gelangen. Dies ist möglich, sofern einer gewissen Sperrigkeit im Verstehen des Besonderen in negativer Abgrenzung zu vorhandenen Erkenntnissen über allgemein mögliche Zusammenhänge eine Explikation neuer Interpretationen und Begriffe folgt, die den Einzelfall verstehbar machen und als Form des Wissens über mögliche Zusammenhänge Einzug erhalten in (Behandlungs-) Theorie und Technik. Die Haltung des Behandlers, seine »gleichschwebende Aufmerksamkeit«, kann analog zu der Haltung des Fallgeschichten-Lesers, dessen »interesselosem Wohlgefallen«, gesehen werden, und beide Haltungen werden im richtigen Moment verlassen, um zu einer Erkenntnis zu gelangen. Als solches Instrumentarium kann die Fallgeschichte wissenschaftliches Kommunikationsmittel sein.

Ich teile nicht die Ansicht Pohlens (2006, S. 29f.), in der Novellistik von Freuds »fünf bekannten großen Fallgeschichten« komme »nichts von den Erfahrungen zum Vorschein [...], denen diese Novellen ihre Entstehung verdanken«. Ich denke, dass gerade eine novellistische Form der Falldarstellung diejenigen (Behandlungs-) Szenen abzubilden vermag, die allererst Gegenstand klinischen Verstehens sind. Allerdings wird sie dadurch allein noch nicht zu einem wissenschaftlichen Text. Die Fallgeschichte ist – im Sinne der Kantschen Ästhetik – schön *und* gut, wenn (/weil) in ihr gelingt, was ihr Anspruch ist: Anhand der einzelnen Lebens- *und* Behandlungsgeschichte (und diese kann ja nichts anderes als eine Interaktionsgeschichte sein) aufzuzeigen, welches die (theoretisch-technisch-praktischen) Bedingungen sind, unter denen eine besondere Be-

handlung, mit dem Ziel der Heilung, abläuft. Gerade darin allerdings kann sie ein Forschungsinstrument darstellen, mittels dessen begründet werden kann, »dass psychoanalytische Behandlungen erfolgreich sein werden, wenn in ihnen die in der Behandlungstheorie strukturell verallgemeinerten Verläufe entsprechend den Besonderheiten der Patienten in den Therapien realisiert werden.« (Zepf 2005, S. 109).

### *Der Status der Fallgeschichte als Text*

Ausgangspunkt von Überlegungen zur psychoanalytischen Fallgeschichte ist oftmals Freuds (1895d, S. 227) bekannte Äußerung, seine Krankengeschichten läsen sich wie Novellen. Dies ist nun keine einseitige Feststellung, die nur den Psychoanalytiker seine Nähe zum Dichter überprüfen ließe, denn schließlich sind – wie beispielsweise Creme-rius (1987, S. 44) betont – (nicht erst) »unter dem Einfluss der Psychoanalyse Dichtungen entstanden, die sich wie psychoanalytische Krankengeschichten lesen«, und auch Sartre schreibt über Flauberts Werk: »Man glaubt, einen Neurotiker zu hören, der auf dem Sofa des Analytikers vor sich hin spricht.« (Sartre 1977, S. 8). Hier schließt sich eine breite Diskussion an, die die Geschichte der Psychoanalyse von Beginn an begleitet hat: War Freud viel mehr Dichter als Wissenschaftler, und seine Produkte (in erster Linie die Fallgeschichten) von literarischem, statt wissenschaftlichem Wert?

Marcus (1974, S. 33) bezieht eine eindeutige Stellung hinsichtlich der Frage der literarisch-künstlerischen Beurteilung Freuds und dessen Werk, wenn er schreibt: »Ich gehe von der Annahme aus [...], dass Freud ein großer Schriftsteller und diese Krankengeschichte [Dora] ein literarisches Kunstwerk ist – d.h. sowohl eine hervorragende Schöpfung der Einbildungskraft als auch eine intellektuelle Leistung ersten Ranges.« Auch im weiteren lässt sich viel Lob finden, wenn etwa von »über hundert Seiten blen-der Originalität, einer genialen Leistung, die in ihrer Kompaktheit, Komplexität, Kühnheit und Großartigkeit in ihrer Art fast unvergleichlich erscheint« (S. 49), die Rede ist, von »Takt und Formgefühl [...], die man [...] mit Proust, Mann oder Joyce [...] assozi-ieren würde« (S. 60), oder von »wahrhaft schwindelnde[n] Dimensionen in bezug auf Kraft und Komplexität« (S. 72). Man fühlt sich hier an Freuds Entgegnung auf die von Havelock Ellis (1917) vorgenommene Bewertung seines Werkes als künstlerische Leis-tung erinnert, in der er »eine neue Wendung des Widerstandes und eine Ablehnung der Analyse« sieht, und ihr »aufs entschiedenste« widerspricht (Freud 1920b, S. 309), und die er in einem Brief an Ernest Jones als »die verfeinertste und liebenswürdigste Form des Widerstands« bezeichnet, »mich einen großen Künstler zu nennen, um auf diese

Weise die Gültigkeit unserer wissenschaftlichen Ansprüche herabzumindern.« (zit. n. Jones 1962, S. 35). Auch jenseits des vielfältig (z.B. Holland 1998; Schönau 1968) vorgetragenen ambivalenten Verhältnisses Freuds zum Künstler ist seine Kränkung nachvollziehbar: Er sieht den wissenschaftlichen und behandlungspraktischen Wert seiner Entdeckungen und seiner Arbeit entwertet, indem seine Schriften in den Bereich des schönen Scheins verwiesen werden - »[.V]ersuchen Sie nicht, mir Literatur statt Wissenschaft zu geben.« (Freud 1926e, S. 225). Diese Art des Lobes wird in polemischer Überspitzung als Abwertung entschleierte, wenn etwa Eysenck schreibt, »die große geistige Leistung Freuds müsse mit derjenigen H.C. Andersens verglichen werden – und nicht mit derjenigen von Kopernicus oder Darwin« (zit. n. Meyer 1993, S. 71f.). Hier ist Freud nun nicht einmal mehr bloß Literat, sondern zum Märchenerzähler geworden. Aber auch eine Gleichsetzung mit Proust, Mann oder Joyce, wie sie Marcus vornimmt, verfällt m. E. dem gleichen wissenschaftstheoretischen Missverständnis der Psychoanalyse und besonders deren novellistisch genannter Form der Präsentation von Praxis und Forschung in den großen Fallgeschichten. In den Begriffen der Kantschen Ästhetik, die im weiteren Verlauf eine Rolle spielen wird, müsste gesagt werden, dass das Lob des wissenschaftlichen Stils der Freudschen Fallgeschichten diese nicht als »schön«, sondern als »angenehm« auffasst, nämlich als etwas, das gefällt, weil es Vergnügen bereitet. In diesem Urteil wird allerdings das wesentliche Charakteristikum der Fallgeschichte – nämlich, Kommunikationsmittel einer wissenschaftlichen Gemeinschaft zu sein – vernachlässigt. Ich denke daher nicht, dass Pohlen (2006, S. 42) richtig liegt, wenn er behauptet, es sei »[i]m engeren Kreis Freuds [...] immer bekannt gewesen, dass seine großen literarischen Fallgeschichten eigentlich als Novellen zu lesen sind, die keinen wissenschaftlichen Anspruch erheben«.

Eine differenziertere Beschäftigung mit »Sigmund Freuds Prosa« unter literaturwissenschaftlicher Perspektive lässt sich bei Schönau (1968) finden, der betont, es sei nicht seine Absicht, »nachzuweisen, Freuds Schriften seien 'eigentlich' Kunstwerke« oder »zu behaupten, Freud sei im Grunde eine Künstlernatur gewesen, die sich in die Wissenschaft verirrt habe.« (S. 8). Schönau bezeichnet Freud vielmehr als »Autor wissenschaftlicher Prosa«, der »sein künstlerisches Talent seinen wissenschaftlichen Intentionen unterordnete.« (S. 13). Es wird zwar hervorgehoben, »dass Freuds Themen (seelische Konflikte, Schicksale) bis zu einem gewissen Grade zu einer künstlerischen Gestaltung prädisponiert« (S. 14) seien, aber auch betont, dass bei der »Lektüre der durchschnittlichen psychiatrischen Kasuistik« ins Auge falle, dass »psychologische

Themen nicht *qualitate qua* zu stilistisch wertvollen Darstellungen Anlass geben« (S. 15)<sup>4</sup>. Schönau bezieht also die Position, bei den Freudschen Schriften, damit auch den Fallgeschichten, handele es sich um wissenschaftliche Texte, die durch einen literarischen Stil, eine besondere Begabung, wesentlich geprägt sind, die allerdings dem Zweck einer wissenschaftlichen Abhandlung untergeordnet sind. Der Text wird also danach beurteilt, welchem Zweck er dienen soll – man »wird [...] Goethes naturwissenschaftliche Schriften mit anderen Maßstäben messen als seine dichterische Prosa.« (S. 20). Natürlich ist dem Text nicht immer anzumerken, mit welcher Intention er geschrieben wurde. Buchholz und Reiter (1996, S. 90) weisen in allgemeiner Weise auf eben diesen Umstand hin: »Es gibt einige Fallgeschichten, die nur deshalb als solche erkennbar sind, weil die darin beschriebenen Personen als Patienten ausgezeichnet werden.« Die Autoren führen dies kritisch vor, indem sie das Vorhandensein von »markern« (etwa »Patient«, »Behandlungsstunde« o. ä.) aufzeigen, die es in vielen Fällen sind, welche einen Text als Fallgeschichte kenntlich machen.

Allerdings ist anzumerken, dass diejenigen formalen bzw. stilistischen Unterschiede, die zwischen novellistischer Kasuistik und psychologischer Belletristik bestehen, komplexer gelagert sein dürften als in Gestalt von »Spezialworten«. Ich will versuchen dies anhand zweier Beispiele zu veranschaulichen:

»Als Kind hatte er den natürlichen Verschleiß der Gegenstände, die Tatsache, dass sie zerbrachen oder sich abnutzten, nicht ertragen können. So hatte er etwa jahrelang die beiden zerbrochenen Enden eines kleinen weißen Plastiklineals aufbewahrt, es unzählige Male wieder repariert, mit Klebestreifen umwickelt. Durch die dicke Schicht der Klebestreifen war das Lineal nicht mehr gerade, konnte nicht mehr dazu dienen, Striche zu ziehen, also die Aufgaben eines Lineals zu erfüllen; und dennoch bewahrte er es auf. Wenn es erneut zerbrach, reparierte er es, fügte eine weitere Schicht Klebestreifen hinzu und legte es wieder in sein Etui.« (Houellebecq 1998, S. 185)

»Nach der Enttäuschung bei der Mutter zog er sich langsam in eine eigene Welt zurück. Er spielte für sich in einer Ecke, ganz davon in Anspruch genommen, die Spielsachen seiner Macht und seinem Willen zu unterwerfen. Entsprechend der bereits eingeleiteten analen Entwicklungsstufe und der sich früh einstellenden Ichreifung sammelte er alle möglichen Dinge, hielt sein Spielzeug extrem sauber und funktionsfähig und wachte darüber, dass der kleine Bruder nicht an seine Spielsachen herankam.« (Argelander 1972, S. 42)

Entscheidend ist hier nicht, dass im zweiten Beispiel Stichworte wie »anale Entwicklungsstufe« oder »Ichreifung« fallen, sondern dass das Präsentierte erläutert und mit vorangegangenen theoretischen Überlegungen verknüpft wird. Was den zweiten

mit vorangegangenen theoretischen Überlegungen verknüpft wird. Was den zweiten Ausschnitt als Teil einer Fallgeschichte auszeichnet, ist, dass die Verbindung zwischen der durch die Mutter hervorgerufene Enttäuschung und dem Umgang mit Spielsachen gezogen wird. Der zweite Text sagt: »Der Junge spielte, um Macht zu erleben, nachdem seine Omnipotenzvorstellungen durch die Mutter nicht bestätigt worden waren«. Anders verhält es sich im ersten Text, bei dem es sich um einen Romanausschnitt handelt. Wenngleich hier Wichtiges über die Psychologie des Protagonisten gesagt wird, so wird die Doppelsinnigkeit des Klebens des Lineals nicht zum Thema. Hier wird nicht explizit gesagt, dass der Junge etwas anderes als das Lineal – nämlich seine verletzte kindliche Seele – zu kitten versucht. Hier wird nicht *erläutert*, was etwas bedeuten könnte, und es wird auch nicht auf theoretische Überlegungen vor- oder zurückgegriffen. Der Philosoph Martin Seel (1996, S. 182) formuliert dazu: »Literatur sagt nicht, ‚was Sache ist‘, sie gibt ihrer Sache ein Erscheinen.«

Der erste Ausschnitt ist also wesentlich bestimmt durch seinen Stil, nämlich, dass er mit der Metapher »Zerbrochenes muss man kleben« spielt, ohne dabei eindeutig zu werden, die dadurch erzeugte Spannung aufzulösen, indem etwa gesagt wird: Eigentlich klebte er damit sein gebrochenes Herz. Nun ist es allerdings möglich, etwa den Satz zu formulieren: »Der Junge umwickelte sein zerbrochenes Lineal mit Klebeband, wie er auch seine verletzte Seele zusammenzuhalten versuchte«. Die Tatsache, dass man sich diesen Satz wiederum sowohl in einem Roman als auch in einer Fallgeschichte vorstellen kann, macht m. E. deutlich, weshalb das Urteil, Freud habe wissenschaftliche Prosa verfasst, so nahe lag und liegt. Der Unterschied liegt allerdings darin, dass der literarische Text sich dadurch auszeichnet, *wie* er etwas sagt, nämlich etwa wie im angeführten Beispiel darüber, dass die Gekränktheit des Jungen über die Metapher des zerbrochenen und geklebten Lineals, das nun nicht mehr gerade ist, präsentiert wird. In der Fallgeschichte (als Gesamtheit) verhält es sich anders.

Der Argelander entnommene Abschnitt steht in einem größeren Rahmen, ist eingebettet in Überlegungen zu Narzissmus und psychoanalytischer Entwicklungstheorie und vor allem auch in die Darstellung eines Behandlungsverlauf, d. h. eines Wechselspiels aus Intervention des Analytikers und Handeln und Denken des Analysanden. Hier ist entscheidend, *warum* etwas so ist, wie es präsentiert wird, d. h. das Vorstellen von Interpretationen ist notwendig. Mit Seel, der im Sinne der Unterscheidung zwischen Philosoph und Literat argumentiert, könnte also auch für Psychoanalytiker gesagt werden, sie könnten »*auch* Schriftsteller sein, aber [...] nicht *allein* Schriftsteller sein. Sie müssen

und sie werden das Literarische ihrer Texte immer auch verraten: an den Gedanken, an die These, an die Theorie, die sie *durch* diese ihre Texte in die Welt gesetzt haben.« (S. 170).

Die Fallgeschichte ist also von der literarischen Geschichte nicht durch ihre Protagonisten unterschieden, sondern durch ihre Form und zwar vermittelt durch den Zweck, den sie zu erfüllen hat, d.h. den Heilungsprozess zu beschreiben und damit verschränkt Gedanken zur behandlungstheoretischen Forschung zu geben.<sup>5</sup> Die Fallgeschichte ist daher und dadurch nicht alltagsnarratives oder literarisches Produkt – und auch nicht als Teil »poetischer Forschung«, wie es Poscheschnik (2005, S. 16) ausdrückt, zu bezeichnen –, sondern genuin wissenschaftliches: »Die Fallgeschichte muss [...] von der Novelle unterschieden werden, um sie zu einer wissenschaftlichen Untersuchungsmethode machen zu können.« (Stuhr 1995, S. 190). Es gilt allerdings zu klären, ob und wenn ja, wie sie diesem Anspruch gerecht werden kann. Um die Legitimität der psychoanalytischen Junktim-Behauptung aufrechterhalten zu können, muss der Schwierigkeit begegnet werden, die Nitzschke (1994, S. 21f.) anspricht: Er bezeichnet als den »ursprünglichsten *Sinn* des Junktim-Satzes« ein »Streben nach heilsamem Wissen und die begleitende affektive Inbesitznahme solchen Wissens«. Damit ist darauf verwiesen, dass Forschen hier zunächst »konkretes und affektives Wiederaneignen verlorenen Wissens, das unter dem Einfluss äußerer und innerer Verbote [...] aufgegeben, vergessen werden musste«, meint. Jedoch stößt man hier auf das Problem, wie die am Einzelfall *für den Einzelfall* gewonnen Erkenntnis generalisiert werden kann, wenn Nitzschke betont: »Soweit allerdings das Ziel der psychoanalytischen Behandlung, die vorstehend als integrierter Heilungs- und Forschungsprozess charakterisiert worden ist, in der Rekonstruktion des Besonderen, also der einmaligen und unwiederholbaren Subjektivität des Forschungs-„Gegenstandes“, des Analysanden, besteht, sind der Verallgemeinerbarkeit solchen Wissens prinzipiell Grenzen gesetzt«.

### *Fallgeschichte und wissenschaftliche Erkenntnis*

Ein entschiedener Gegner der Novellenkultur in der psychoanalytischen Fallpräsentation ist A.E. Meyer (1993), der die kasuistische Novelle infolge von Weiterentwicklungen als »heute antipsychoanalytisch und unwissenschaftlich« (S. 63) abqualifiziert. Als Weiterentwicklungen nennt Meyer die Tatsache, dass in heutigen psychoanalytischen Behandlungen weniger auf neue, ungewöhnliche Ereignisse hinsichtlich der Symptomentstehung gestoßen werde, die erst in allgemeiner Weise verstanden werden müssen. M.



E. liegt darin allerdings ein Missverständnis: Die Struktur psychoanalytischer Therapie besteht ja gerade darin, das vom jeweiligen Patienten in die analytische Situation Hineingetragene und die sich daraus entwickelnde Beziehungsstruktur als Individuelles zu verstehen; insofern findet der Analytiker in jedem Patienten etwas Neues und Ungewöhnliches (vgl. a. Leuzinger-Bohleber 1995, S. 223), als er schließlich nicht weiß, was er finden wird – Man kann »nicht behandeln, ohne etwas Neues zu erfahren« (Freud 1927a, S. 293f.). Des weiteren führt Meyer als Veränderungen solche der Behandlungstechnik und der Rolle der Übertragung an (Meyer 1993, S. 63); in beiden Fällen wird jedoch nicht ersichtlich, warum diese nur mittels der von ihm vorgeschlagenen »Interaktionsgeschichte«, durch die die Fallnovelle zu ersetzen sei (S. 73), greifbar gemacht werden könnten: Schon Freud selbst stieß an entscheidenden Punkten seiner Theorieentwicklung auf derartige theoretisch-praktische Veränderungen, zu nennen wären hier beispielsweise die Entwicklung der Methode der freien Assoziation aus der Hypnose, die Wandlungen der Triebtheorie oder allgemein die »Modelle der Seele« (vgl. Sandler et al. 2003). Gerade diese Veränderungen jedoch konnten mit der »novellistischen« Fallgeschichte eingefangen und (wenn auch zum Teil erst nachträglich) konzeptualisiert werden, was nicht zuletzt für den Übertragungs- bzw. den Gegenübertragungsbegriff zutrifft (vgl. Breuer & Freud 1895; Freud 1905e).

Auch in neuerer Zeit liegt ein hoher Wert der novellistischen Fallgeschichte darin, derartige behandlungstechnischer Veränderungen sowohl in der Beschreibung der Praxis zu verankern als auch hinsichtlich theoretischer Konzepte zu explizieren, wie dies – ebenfalls für einen anderen Blick auf Übertragungsgeschehen – z.B. Kernberg (2004) tut (ich werde weiter unten genauer darauf eingehen). An die Stelle der Fallnovelle, die keinen wissenschaftlichen Beweiswert hätte und deren Überzeugungskraft auf eine Reihe von »Gläubigen« beschränkt sei, hätten laut Meyer »systematische Untersuchungen [zu] treten, welche so angelegt sind, dass auch die Null-Hypothese oder gar die Gegenhypothese eine Chance hat« (Meyer 1993, S. 79). Gerade dies ist allerdings problematisch.

Stuhr (1995, S. 191) führt an, »dass die therapeutische Beziehung nicht der Ort ist, psychoanalytische Hypothesen falsifizieren zu können«, und meldet Zweifel an, ob der »eigentliche Wert der Fallgeschichte« von der Frage nach der »Überprüfung rivalisierender Hypothesen« überhaupt tangiert werde. Zu dieser Frage liefert Zepf (2006b, S. 279) eine grundsätzliche Klärung: »Die Interpretationsmuster, mit denen der Analytiker operiert, sind keine Hypothesen«, d.h. keine Vorstufen von Gesetzen: »Während ein

Gesetz in Beantwortung der Frage, warum und wie sich ein bestimmter Sachverhalt ereignete, das Verschiedene unter das Allgemeine subsumiert, fordert eine allgemeine Interpretation zu einer Antwort auf die Frage auf, warum sich dieser mögliche Zusammenhang realisierte. Dient in der Interpretation das Allgemeine der Erkenntnis des Besonderen, so dient in der Hypothese das Besondere der Erkenntnis des Allgemeinen.« (vgl. a. Zepf 2005). Auch Niemeyer (1987, S. 203) stellt heraus, dass

»'[a]llgemeingültige Theorien' [sich...] nicht [...] auf fallübergreifend wirksame ätiologische Faktoren« beziehen, sondern sich »im nicht-kontingenten Verallgemeinern als Methodologie, die ihrerseits wieder auf Metapsychologie verweist«, realisieren.

Ich verstehe den psychoanalytischen Erkenntnisprozess als (tiefen-) hermeneutischen, der allerdings in seiner Validierung über die bloße Forderung nach interner, narrativer Konsistenz hinausgeht, indem er seinen Gegenstand, die subjektive psychische Realität, als sowohl leibgebunden (»Hermeneutik des Leibes«; Lorenzer 1986) als auch in sozialen Interaktionserfahrungen konstituiert betrachtet (aus diesem Grund muss ein Instrument der Beschreibung und Erforschung des therapeutischen Prozesses auch dem Anspruch genügen, Szenen statt Fakten abzubilden; vgl. Schneider 1998, S. 95). Daher dient ihm die psychoanalytische Metapsychologie als Rahmentheorie und das Konzept des »szenischen Verstehens« (Lorenzer 1970) als Methode, ohne die der hermeneutische Prozess nicht spiralförmig werden, sondern bloß kreisförmig sich selbst bestätigen könnte (vgl. Zepf 2006b, S. 282).

Trotzdem muss die Frage gestellt werden, ob die mittels einer Fallgeschichte präsentierte bzw. zu gewinnende Erkenntnis eine andere sein kann als eine solche über den besonderen Behandlungs- und Forschungsgegenstand. Läge es hier nicht nahe zu sagen, dass der (individuelle) Fall alles ist, was der Fall ist? Selbstverständlich tritt der Psychoanalytiker seinem Patienten nicht theorie-naiv gegenüber. Dies ist erstens nicht möglich, weil der entsprechende Hintergrund des Analytikers nun mal vorhanden ist, und zweitens auch nicht wünschenswert, denn schließlich handelt es sich bei der psychoanalytischen Behandlung um die Ausübung einer Profession. Was zum Verständnis des Besonderen nun sinnvollerweise herangezogen werden kann, sind nicht die Lebensgeschichten oder Persönlichkeitsmerkmale anderer Patienten, sondern lediglich die sich daraus ergebenden Vorstellungen über realisierbare Zusammenhänge (vgl. Zepf 2006b, S. 279), wie sie in die psychoanalytische Theorie und Behandlungstechnik Einzug gefunden haben.

Hierin sehe ich die Schnittstelle, in der die psychoanalytische Fallgeschichte zu situieren ist. Wenn das Allgemeine allenfalls hinzugezogen werden kann, um das Besondere zu verstehen, so stellt sich doch die Frage, wie überhaupt etwas über das Allgemeine herausgefunden werden kann. Die Fallgeschichte erfährt ihre wissenschaftliche Legitimität dadurch, dass sie präsentiert, in welcher Weise bisheriges Wissen nicht ausreicht, um das Besondere zu verstehen. Ich werde versuchen, das anhand Kernbergs Gedanken zum Übertragungs-/Gegenübertragungsgeschehen zu verdeutlichen. Er präsentiert im Zuge seiner Überlegungen zum »Umgang mit der Übertragung in der expressiven Psychotherapie« (1988) ein Fallbeispiel aus der Behandlung einer Patientin, in dem folgender Abschnitt auftaucht:

»Schließlich hatte ich den Eindruck, dass die vorherrschende menschliche Beziehung, die zu diesem Zeitpunkt inszeniert wurde, die eines ängstlichen kleinen Mädchens war, das nach einer mächtigen Elterngestalt verlangte (deren spezifische sexuelle Identität irrelevant war), welche die Führung übernehmen und sie vor Schmerz, Angst und Leid im allgemeinen schützen sollte. Gleichzeitig hasste sie meiner Meinung nach diese Elterngestalt, denn dass ihr alles so aus der Hand genommen wurde, konnte nur daher kommen, dass sie litt, aber nicht aus natürlicher Besorgnis, Liebe und Zuneigung an ihr.« (S. 186)

Hier ist von entscheidender Bedeutung, dass die präsentierte Übertragungs-Gegenübertragungs-Konstellation sich mit der Konzeption einer »klassischen« Übertragungsneurose nicht angemessen verstehen ließe, d.h. ein adäquates Verstehen auf der Basis des auf einem entsprechenden Stand psychoanalytischer Theoriebildung vorhandenen Sets an wissenschaftlichen Konzepten würde sich nicht einstellen. »Neue« Begriffe wie »Projektive Identifizierung« oder »Spaltung« lassen sich nicht losgelöst von einer Behandlungserfahrung entwickeln, in der eine gewisse Sperrigkeit im Verstehen des Interaktionsgeschehens (und d.h. eine Inadäquatheit des vorhandenen begrifflichen Instrumentariums) dazu führt, dass neue Bezeichnungen eingeführt werden; zunächst als Namen für beobachtete Phänomene, später expliziert als Begriffe, die etwas über das Warum dieser Phänomene zu sagen vermögen. Auf diese Weise kann Kernberg das präsentierte Behandlungsgeschehen als »Spaltungsübertragung« bezeichnen oder von chronischen Gegenübertragungsreaktionen sprechen und diese verstehen (Kernberg 2004, S. 169ff.). Um diesen Erkenntnisschritt zu vollziehen, bedarf es psychoanalytischer Praxis, und um ihn zu kommunizieren, der psychoanalytischen Fallgeschichte. Anhand des Besonderen etwas über das Allgemeine zu erfahren, ist dann

möglich, wenn dieses jenes nicht verständlich werden lässt. Hier ist wiederum ein zentraler Punkt der Ästhetik berührt: »Ästhetische Erfahrung ist ein negatives Geschehen, weil sie eine Erfahrung der Negation (des Scheiterns, der Subversion) des gleichwohl notwendig versuchten Verstehens ist.« (Menke 1991, S 43)<sup>6</sup>. Insofern, als die psychoanalytische Fallgeschichte allerdings dieses scheiternde Verstehen zu einer Explizierung ihres begrifflichen Inventars nutzen kann, reicht sie wiederum weiter als ein ästhetisches Produkt.

Daher bin ich der Ansicht, dass beispielsweise eine Systematik der »case study«, wie sie Jones und Windholz (1990) präsentieren, die psychoanalytische Fallgeschichte nicht zu ersetzen vermag: Sie präsentiert zwar reliable Ergebnisse, hinsichtlich derer unterschiedliche Rater übereinstimmen, es muss allerdings konstatiert werden, dass die verwendete Psychotherapy Q Sort Methode (s.d. Jones 2000) »cannot provide complete information about the content of the analytic discourse, i.e., what was actually talked about« (Jones/Windholz, S. 1009), bzw. wird sie als »a kind of framework for working hypothesis« (S. 1010) bezeichnet, die m. E. nur dann verständlich oder für weitere Erkenntnis hilfreich sein kann, wenn man sie gemeinsam mit einer klassisch-novellistischen Falldarstellung betrachtet, und zwar aus der einfachen Tatsache, dass sie allenfalls beschreiben kann, *was*, jedoch nicht, *wie* oder *warum* etwas passiert ist. Mit Overbeck (1993, S. 44), der dies auf Audio- und Videoaufzeichnungen bezieht, kann gesagt werden, dass auch hier »nur Oberflächenkriterien des eigentlichen Therapieprozess[es]« erfasst werden, die ihrerseits jedoch vor dem Hintergrund von »Gedächtnisprotokollen«, d.h. letztlich dem Urteil des behandelnden Analytikers, interpretiert werden müssen: »Was dort [in Text- bzw. Videoanalysen] nur zum Verständnishintergrund benötigt wird und manchmal auch nur gemacht wird, um etwas ‚Butter bei die Fische‘ zu geben, ist nun gerade Hauptgegenstand einer Kasuistik, die Einblick in den eigentlichen Therapieprozess geben will«. Dieser Unterschied scheint mir auch in der von Kächele et al. (2006, S. 395ff.) betonten Differenz der Ebene der »klinischen Fallstudie« und derjenigen der »systematischen klinischen Beschreibung« (anhand z.B. von Tonbandaufzeichnungen), welche »auch durch nicht am Behandlungsprozess beteiligte Dritte möglich« sei, abgebildet. Jedoch wird auch hier deutlich, dass die Ergebnisse der »systematischen klinischen Beschreibung«, will man an ihnen etwas verstehen, nicht ohne die Ebene der »klinischen Fallstudie« auskommen kann – aus diesem Grund ist das von den Autoren vorgestellte Modell schließlich mehrdimensional. Es zeigt sich also umso mehr die Notwendigkeit einer den Behandlungsprozess – und d.h.: die dort statt-

findende Interaktion – abbildenden Fallgeschichte, da an ihr das Verständnis sämtlicher hinzutretender »Oberflächengestalts«-Daten hängt. Die psychoanalytische Fallgeschichte unterscheidet sich ihrem Anliegen und ihren Möglichkeiten nach deutlich von Verfahren der (aggregierbaren) Einzelfallstudie, sofern diese einen Anspruch auf ein besseres Verständnis des Allgemeinen mittels einer Reihe spezieller Fälle verfolgt.

Ich meine allerdings, dass eine Unterscheidung zwischen »empirischer« und »poetischer« Forschung (Poscheschnik 2005) einen künstlichen Graben erzeugt: Heutige empirische psychoanalytische Forschung scheint vielfach der Maßgabe zu folgen, die klassische, novellistisch genannte Fallgeschichte sei in der Psychoanalyse nurmehr Ornament, schlimmstenfalls Ballast, dessen Erkenntnisgewinn gering bis nicht vorhanden, in jedem Fall jedoch mit alternativen Methoden präziser und ertragreicher zu erhalten sei. Es gilt jedoch, im Auge zu behalten, dass der Begriff der Empirie einen historischen Wandel durchlaufen hat: Mit Bonß (1982, S. 18; vgl. Schneider 1998, S. 96f.) kann hervorgehoben werden, dass sich im Zuge der Entwicklung eines wissenschafts- statt alltagsweltlichen Empiriebegriffs (im Sinne eines »'Erkennen[s] der Einzelfälle', das ,aus der Erinnerung hervorgeht'«, das der aristotelischen Philosophie zugeordnet wird S. 31); die Tatsache, dass wissenschaftliche Empirie – seit Kopernikus – als bedingte, d.h. als theoretisch und methodisch voraussetzungsvoll zu verstehen ist (S. 34ff.), sich dahingehend gewandelt hat, dass aus der einfachen Bedingtheit empirischer Aussagen eine apparative geworden sei, d.h. eine solche, der als ,empirisch' nur noch das galt, was sich mit Hilfe apparativer Mittel kontrollieren lässt.« (S. 36f.).

Ich denke allerdings, dass es kaum berechtigt ist, eine »apparativ bedingte« Forschung als einzig empirische oder gar als einzig wissenschaftliche aufzufassen, ebenso wie es den eigenen Wissenschaftsbegriff verkürzen dürfte, empirische Forschung in toto als gegenstandsunangemessen zu verurteilen. Im Sinne eines zwar phänomenalistisch basierten empirischen Vorgehens (Aristoteles) ist es berechtigt, sinnvoll und nötig, »bedingt-empirisch« vorzugehen, indem es die Reflexion auf zugrundegelegte Theorien und Methoden ist, mittels der man zu Arten von Aussagen über den zu erforschenden Gegenstand gelangen kann, die nicht zufällig, sondern wissenschaftlich gewonnene sind (Kopernikus). Dazu muss das wissenschaftliche, empirische Vorgehen allerdings kein apparativ bedingtes sein. Mit Schneider (1998, S. 97) kann daher gesagt werden: »Unterm Aspekt des Freudschen Junktims *ist* jede psychoanalytische Therapie eine empirische Forschung. Das gilt allerdings nur dann, [...] wenn die im analytischen Prozess produzierte ,Empirie' jener ,sekundären Bearbeitung' zugeführt wird, die sie zur

Folie von Theoriebildungsprozessen werden lässt«. Solch eine Möglichkeit des phänomenalistisch ansetzenden, Theorien und Methoden reflektierenden sowie vorantreibenden und dabei genuin empirischen Vorgehens sehe ich in der psychoanalytischen Fallgeschichte angelegt. Wie sie nun ihre Funktion als wissenschaftliches Kommunikationsmittel erfüllen kann, werde ich im folgenden Teil unter erneutem Rückgriff auf ihre Ästhetik skizzieren.

### *Die »subjektive Allgemeingültigkeit« der psychoanalytischen Fallgeschichte*

Schneider (1998, S. 103) bringt das Lesen und Verstehen einer Fallgeschichte mit der Kantschen Ästhetik<sup>7</sup> in Zusammenhang, indem er von einer Urteilsform spricht, »die das ursprüngliche Amalgam von theoretischer und praktischer Vernunft nach dem Modell einer ‚ästhetischen‘ Betrachtungsweise fortentwickelt«: »Im Anschluss an die Kantsche Bestimmung des ästhetischen Urteils käme allen Operationen in diesem Feld ‚subjektive Allgemeingültigkeit‘ zu. Sie gründen nicht auf Begriffen, sondern lassen sich allenfalls auf Begriffe beziehen, wobei die Zuordnung nicht logisch, sondern nach einem quasi-ästhetischen Prinzip der ‚Stimmigkeit‘ erfolgt«. Hierauf will ich kurz genauer eingehen.

Im Rahmen der Kantschen Ästhetik spielen zunächst drei Begriffsbestimmungen eine Rolle: Das *Schöne*, das zwar »ohne Begriff gefällt« (Kant 1790, S. 127), aber dennoch mit einem Anspruch auf Allgemeingültigkeit verbunden ist, und zwar eine subjektive (S. 129), das *Gute* als dasjenige, »was vermittelt der Vernunft, durch den bloßen Begriff, gefällt« (S. 119) und das *Angenehme*, das nicht bloß »gefällt, sondern [...] vergnügt«, und »ganz auf der Empfindung beruht« (S. 120). Das ästhetische Geschmacksurteil – anders als ein Erkenntnisurteil über das Gute oder ein Sinnenurteil über das Angenehme – »bestimmt [...], unabhängig von Begriffen, das Objekt in Ansehung des [interesselosen] Wohlgefallens und des Prädikats der Schönheit« (S. 133) und »sinnet jedermann diese Einstimmung an, als einen Fall der Regel« (S. 130). Das Schöne löst Lust, als Erfahrung von Subjektivität, aus, das Subjekt bleibt jedoch auf dieser Gefühlserfahrung nicht stehen, sondern seine Individualität wird erst »durch das ästhetische Urteil, das aus der Reflexion auf den eigenen Gemütszustand hervorgeht«, gesichert (Schulte-Sasse 2001, S. 111).

Ein Bewusstsein des Gegenstandes, das nicht entlang von Begriffen erfasst wird, sei nur »durch Empfindung der Wirkung, die im erleichterten Spiele beider durch wechselseitige Zusammenstimmung belebten Gemütskräfte (der Einbildungskraft und des

Verstandes) besteht, möglich.« (Kant 1790, S. 134). Hier ist die zentrale These der Kantschen Ästhetik berührt: Die beiden Erkenntnisvermögen, welche zu einer Vorstellung gehören, damit dadurch Erkenntnis ihres Gegenstandes würde, nämlich »*Einbildungskraft* für die Zusammensetzung des Mannigfaltigen der Anschauung, und *Verstand* für die Einheit des Begriffs, der die Vorstellungen vereinigt, « befinden sich in einem »freien Spiel[.]« (S. 132). Damit ist gemeint, dass die Erkenntniskräfte durch keinen bestimmten Begriff auf eine besondere Erkenntnisregel eingeschränkt seien (S. 132). Schönheit sei zwar »ohne Beziehung auf das Gefühl des Subjekts für sich nichts« (S. 133), der Zustand des freien Spiels der Erkenntnisvermögen als Bedingung eines ästhetischen Geschmacksurteils müsse sich allerdings allgemein mitteilen lassen, »weil Erkenntnis als Bestimmung des Objekts, [...] die einzige Vorstellungsart ist, die für jedermann gilt« (S. 132). Denn auch im Zuge des Geschmacksurteils wird ein Gegenstand der Vorstellung (und den allgemeinen menschlichen Erkenntniskräften) gegeben, allerdings nicht begrifflich und logisch urteilend, sondern wie erwähnt »in Ansehung des Wohlgefallens« (S. 133), und zwar eines, das frei und interesselos ist (S. 124), den Gegenstand also nicht begrifflich bestimmt, jedoch trotzdem die Einstimmung anderer in dieses »Urteil[.] des Wohlgefallens« fordert (S. 126).

Die Aktualität dieser Bestimmung in der gegenwärtigen philosophischen Ästhetik zeigt sich besonders in den Forschungen von Kern (2000) oder Sonderegger (2002). Natürlich gilt es, eine Verbindung zur psychoanalytischen Fallgeschichte und der gleichschwebenden Aufmerksamkeit zu ziehen. Dies ist möglich, indem das Konzept des emotionssymbolischen Denkens (Zepf 2006a, S. 236ff.) hinzugezogen wird. Zepf (2006b, S. 342) zufolge beinhaltet »gleichschwebend« als Charakterisierung der Haltung des Analytikers, »dass er bewusst zwischen seiner sprachbegrifflichen Denkweise und [dem] Modus [...] oszilliert, den ich als emotionssymbolisches Denken beschrieben habe.« Damit ist eine Form des Denkens gemeint, in der »unter Abstraktion von Aspekten der Realität die Beziehungen zwischen den Interaktionsformen im Denken entlang lebensgeschichtlich entstandener Emotionssymbole strukturiert und die Ergebnisse dieses Prozesses [...] zu jedem Zeitpunkt im Lichte des realitätsbezogenen Denkens« betrachtet werden können (S. 166). Vereinfacht gesagt: Die Kompassnadel des Denkens ist hier zunächst nicht begriffs-, sondern emotionslogisch ausgerichtet. Hier wird berührt, was bei Kant damit gemeint ist, dass das Subjekt Lust an der freien (d.h. nicht auf begriffliche Erkenntnisregeln eingeschränkten) Betätigung der Erkenntnisvermögen erfährt und dass daraus ein ästhetisches (Geschmacks-) Urteil ableitbar ist – und zwar

gerade deshalb, weil dieser Modus des Erlebens reflexiv eingefangen werden kann. Entscheidend ist das besondere Verhältnis von Gefühl und Verstehen, das ich im Folgenden zu charakterisieren versuchen werde.

Die psychoanalytische Fallgeschichte ist sowohl Resultat als auch Basis von Verstehensvorgängen: Um sie verfassen zu können, muss der behandelnde Analytiker gemeinsam mit seinem Patienten etwas von dessen Lebens- bzw. Kranken- bzw. der gemeinsamen Interaktionsgeschichte verstanden haben. Dazu bedient er sich der psychoanalytischen Behandlungsmethode, die mit Konzeptionen psychoanalytischen Verstehens verbunden ist, um als legitim gelten zu können. Aus diesem Grund sollte schließlich, wie mit Buchholz und Reiter (1996) gesagt werden kann, eine Fallgeschichte nicht aus unverbundenen Teilen von Theorie und Fallmaterial bestehen. Beides dient dem Verstehen des jeweils anderen: Um anhand des präsentierten Fallmaterials eine Erkenntnis ziehen zu können, ist eine Reflexion auf die Methoden und Begriffe notwendig, die der Wissenschaft, die ich in meinem außeralltäglichen Verstehensversuch hinzuziehe, eigen sind. Ebenso dient das Fallmaterial seinerseits der Explizierung, Modifizierung oder gar Verwerfung bestehender theoretischer Auffassungen.

Aber eben aus diesem Grund und aufgrund der Zwischenstellung der Fallgeschichte zwischen zwei Verstehensvollzügen – dem ihres Produzenten und dem ihres Rezipienten – reicht es nicht aus, sie als rein ästhetisches Produkt zu verstehen. Die Fallgeschichte ist nicht bloß angenehm oder schön im Kantschen Sinne, da das durch sie angeregte Verstehen keines ist, das ohne den Begriff auskäme – es ist dazu sogar ein Zusammenhang *wissenschaftlicher* Begriffe nötig. Diese sind es schließlich, die ein psychoanalytisches Verstehen der Fallgeschichte ermöglichen und das Charakteristikum der ästhetischen Erfahrung, ein »nicht mit Gründen abschließbares Hin-und-Her-Spiel« von Verstehensstrategien zu sein (Sonderegger 2002, S. 228), nicht transportieren.

Trotzdem kann die ästhetische Konzeption als Basis einer Theorie der Fallgeschichte bzw. einer Explizierung ihres Stellenwertes genommen werden. Mittels ihr ist es möglich, die analytische Situation in Textform zu rekonstruieren. Die quasi-ästhetische, d.h. *auch* literarische Form der Fallgeschichte ermöglicht dem Leser, eine Haltung des »interesselosen Wohlgefallens« einzunehmen, wie es analog das analytische Setting erlaubt, dem vom Patienten Gesagten zunächst mit gleichschwebender Aufmerksamkeit zu begegnen. Eine in diesem Sinne »psychoanalytische« Haltung kann der Fallpräsentation nicht trotz, sondern gerade aufgrund der novellistischen Form ent-



gegengebracht werden: Mittels dieser wird in einer Weise die Phantasie des Rezipienten angeregt, die eine affektive Annäherung an das Behandlungsgeschehen ermöglicht. Da hier nun auch eine wichtige strukturelle Unterschiedlichkeit zwischen analytischer Situation (in der die Szenen zwischen Behandler und Patienten originär *hergestellt* werden) und dem Lesen einer Fallgeschichte (in der dem Rezipienten Szenen *präsentiert* werden) liegt, ist es die Aufgabe des Verfassers einer psychoanalytischen Fallgeschichte, beim Leser Phantasien anzuregen und ihn so am Präsentierten teilhaben zu lassen – und in diesem Punkt trifft sich seine Arbeit mit der des Literaten.

Stuhr (1995, S. 191) bezeichnet als »de[n] spezifische[n] Wert einer novellengleichen Fallgeschichte« ihre »kommunikative Struktur« und führt aus:

»Das Verstehen, das die Grundlage für die therapeutische Technik im psychoanalytischen Prozess bildet, wird nun auch im Verstehen der Fallgeschichte durch die Rezipienten relevant [...] Die novellenartige Darstellung in der psychoanalytischen Fallgeschichte hat nämlich vor allem die Funktion, beim Leser oder Hörer einer Fallgeschichte eine Gegenübertragungsreaktion auszulösen.«<sup>8</sup> (S. 192).

Wenngleich hier Zentrales über die Wirkung und Funktion der psychoanalytischen Fallgeschichte gesagt wird, bin ich doch der Ansicht, dass es problematisch ist, die Reaktion des Rezipienten einer Fallgeschichte als Gegenübertragung zu bezeichnen: In diesem Punkt möchte ich mich Reiche (2001, S. 30) anschließen, der auch für die Betrachtung von Kunstwerken andeutet, dass Gegenübertragungsreaktionen nur solche sein können, die eine Antwort auf die erlebte Übertragung eines Subjekts sind. Um eine solche Übertragung vollziehen zu können, müsste es die Fallgeschichte und nicht der Patient sein, die eine konflikthafte Struktur von verinnerlichten Beziehungserfahrungen hat und diese aktualisiert. Dazu wiederum müsste die Fallgeschichte des Begehrens, des Sich-Ängstigen oder der Verdrängung fähig sein. Der Sache nach sehe ich allerdings in Stuhrs Formulierungen wichtige Aspekte angesprochen: Die Fallgeschichte regt auf zunächst unreflektierter, gefühlshafter Ebene einen Verstehensprozess an, der dem Verstehen des Analytikers in der Behandlung ähnlich ist. Analytiker wie Fallgeschichten-Rezipient begegnen dem, wovon sie etwas zu verstehen hoffen, mit der vielgerühmten gleichschwebenden Aufmerksamkeit (Freud 1912e, S. 377; 1909b, S. 259). Wäre dies nicht so, dann würde sowohl in der Behandlung als auch im Lesen der Fallgeschichte der Gegenstand, von dem etwas erkannt werden soll, verfehlt. Die gleichschwebende Aufmerksamkeit zeichnet sich nun, banal gesagt, dadurch aus, dass der

Analytiker seine zugrundeliegenden theoretischen Konzepte nicht »über den Patienten legt«: Er sucht nicht nach der Liebe zur Mutter und dem Hass auf den Vater. Ebenso dürfte der Leser eines Textes, der eine ästhetische Wirkung zu haben beansprucht, in seinem Genuss und seiner Erkenntnis limitiert sein, wenn genaue Vorstellungen über Handlungsverlauf und Geschehen dem Lesen zugrundegelegt werden. Beide Verstehensvollzüge haben eine Form des Sich-Einlassens gemeinsam – und damit eine besondere Stellung des Gefühls hinsichtlich des Verstehens. Für den einfacheren Fall des Verstehens einer Metapher könnte man sagen, dass diese nur dann verstanden werden kann, wenn nicht begriffs-, sondern emotionslogisch gedacht wird (vgl. Soldt 2005b; 2007): Wird gesagt »Das Kätzchen ist ein wahrer Sonnenschein«, so werde ich den Satz solange als unlogischen oder sinnlosen auffassen, wie ich überprüfe, ob Kätzchen im eigentlichen Sinne z.B. morgens auf- und abends untergehen, ob ich mir an ihnen einen Sonnenbrand zuziehen kann oder ob ein Baum einen Schatten wirft, weil das Kätzchen davor sitzt. Bzw. wird der Satz solange keinen Sinn ergeben, wie ich überprüfe, ob die Sonne »miau« sagt, mit einem Wollknäuel spielt oder bei der Futterauswahl wählerisch ist. Begriffslogisch ist »Kätzchen« etwa verbunden mit »Miauen«, »Wollknäuel« oder »Thunfisch aus der Dose«, wie »Sonnenschein« verbunden ist mit »Sonnenaufgang«, »Sonnenbrand« oder »Schatten«. In diesem Sinne würde man den Satz als unsinnig verwerfen. Wenn allerdings die Maßgabe meines Verstehensvollzuges weniger begriffs- als emotionslogisch beschaffen ist, dann gelingt u.U. das Verstehen der Satzbedeutung über den Umweg des gemeinsamen Dritten »Unbeschwertheit«, »Freude« o.ä. (vgl. zum Aspekt des durch die Metapher provozierten Vorstellungsbildes Soldt 2005a; 2005b).

Der Prozess des Verstehens einer Metapher ist in diesem Sinne verknüpfbar mit Begriffen wie gleichschwebende (weil einfühlende) Aufmerksamkeit, freie (weil nicht begriffslogisch eingezwängte) Assoziation oder dem Kantschen Wohlgefallen, das ohne (begriffliches) Interesse ist. Allerdings ist das Verstehen einer Metapher ein prinzipiell kommunizierbarer Vorgang: Nachdem mein Denken vorrangig emotionslogisch strukturiert gewesen ist und mir daher der Sinn der Metapher aufgegangen ist, kann ich dieses emotionslogische Verstehen reflexiv einholen und mit Begriffen verbinden, etwa indem ich den Satz ergänze mit »weil beide mir gute Laune bereiten«.

Der Sache nach findet m. E. beim Verstehen einer Fallgeschichte etwas ähnliches statt<sup>9</sup>, nur in sehr viel komplexerer Form: Ohne ein Sich-Einlassen – ob ich dies nun gleichschwebende Aufmerksamkeit oder interesseloses Wohlgefallen nenne – gibt es

an einer Fallgeschichte nichts zu verstehen, was nicht vorher schon gewusst ist, es ergibt sich keine neue Erkenntnis. Der Rezipient muss sich darauf einlassen, nicht zu wissen, was ihn erwartet, ebenso wie es auch für den behandelnden Analytiker gilt. Und doch ist das Verstehen kein zufälliges, ist weder dieses noch der sich u.U. einstellende Genuss ein bloß intern hervorgerufener bzw. bestimmbarer Prozess. Das Verstehen der Fallgeschichte geht darüber hinaus, diese aufgrund interner, narrativer Kohärenz »schön« zu finden. Hinzu treten die wissenschaftlichen Begriffe, mittels derer eine Fallgeschichte zu einer psychoanalytischen wird, diejenigen Begriffe, die nötig sind, um Fallmaterial in sinnvoller Weise zu präsentieren, und die ebenso nötig sind, um die Fallgeschichte zu verstehen<sup>10</sup>. Ebenso wie beim Verstehen der Metapher bleibt der Erkenntnisprozess nicht auf der Ebene der Emotionslogik stehen, sondern wird reflexiv eingefangen, eben indem Abstrakt-Allgemeines hinzugezogen wird, um das Besondere zu *verstehen* – und auch, um das Besondere *verständlich* zu machen. Schneider (1998, S. 104) bezeichnet in diesem Sinne die Notwendigkeit »einer Urteilsstruktur, die für sich ‚subjektive Allgemeingültigkeit‘ in Anspruch nimmt«, als eine »exemplarische«, keine »theoretisch objektiv[e]«, womit sie allerdings selbstverständlich nicht theoretisch *ungültig* wird.

Es reicht für eine Fallgeschichte also ebenso nicht aus, bloß »gut« zu sein, d.h. bloß den Ansprüchen an einen wissenschaftlichen Text zu genügen: Insofern, als der Erkenntnisgegenstand in der Behandlung zunächst einmal diejenigen Szenen sind, die sich in der aktuellen Beziehung abspielen, muss, um den Rezipienten verstehen zu lassen, worum es in der Fallgeschichte geht, neben den theoretischen Begriffen auch eine Form gefunden werden, diese Szenen abzubilden. Deshalb wird schließlich zur Explizierung theoretischer Zusammenhänge nicht bloß ein Anamneseblatt zwischen zwei Theorie-Kapitel geschoben, sondern ein Narrativ entworfen, das mit theoretischen Überlegungen wechselseitig verknüpft ist. Offensichtlich ist, dass hier die Verbindung zwischen Psychoanalyse und Kreativität berührt wird (vgl. a. Holm-Hadulla 1997). Da es mir in meinem Aufsatz jedoch vornehmlich um Fragen der Legitimität (und) der ästhetischen Wirkung der psychoanalytischen Fallgeschichte ging, wird diese Lücke hinsichtlich der Frage, wie im einzelnen beim Schreiben einer Fallgeschichte vorzugehen ist, an dieser Stelle bestehen bleiben müssen (vgl. zum schöpferischen Prozess des Künstlers: Storck 2006; Storck & Soldt 2006).

Im Sinne eines besonderen wie allgemeinen Erkenntniswerts kann m. E. jedenfalls mittels der psychoanalytischen, novellistischen Fallgeschichte Schneiders (1998, S. 93)

Formulierung gefolgt werden, dass es der Einzelfallbezug sei, »der den heute generalisierten Gegensatz von Empirie und Theorie zu mildern imstande ist«, und gerade damit das Junktim aus Heilen und Forschen aufrechterhalten werden. Indem in der und über die Behandlung ein Narrativ geschaffen wird, werden zwei Ziele erreicht (Renik 1994, S. 1246): »to facilitate and to increase the patient's capacity for psychological self-investigation« (Heilen) und »to stimulate readers' psychoanalytic development« (Forschen).

### *Schluss*

Ich habe im Vorangegangenen dafür plädiert, dass die psychoanalytische, novellistische Fallgeschichte nicht nur ein legitimes, sondern auch notwendiges Instrument einer Abbildung des in der Junktim-Behauptung postulierten Zusammentreffens von Heilen und Forschen im psychoanalytischen Prozess vorstellt. Sie ist nicht bloß Literatur, ihr Verfasser nicht Künstler<sup>11</sup>, sondern in ihr wird empirische Forschung abgebildet: Nämlich die Erfahrung des Besonderen sowie ein Verstehensversuch, warum sich im Einzelfall ein bestimmter aus allen möglichen Zusammenhängen realisiert hat. Die psychoanalytische Theorie dient ihr dazu, das mittels der aus ihr entwickelten und dem Gegenstand angemessenen Methode Gewonnene, Besondere zu verstehen. Entscheidend ist zudem, dass mittels der Fallgeschichte präsentiert werden kann, an welcher Stelle die vorhandenen begrifflichen Zusammenhänge nicht ausreichen, um das Präsentierte zu verstehen. Die Falldarstellung ist somit verknüpft mit theoretischen Explizierungen ihres Verfassers.

Die psychoanalytische Fallgeschichte steht in der Mitte zwischen zwei Verstehensvollzügen, dem des Behandlers und dem des Rezipienten: Dieser überlässt sich angesichts der kasuistischen »Geschichte« in ähnlicher Weise einer in diesem Zusammenhang »emotionslogisch« genannten Haltung des Denkens wie es der Analytiker in der psychotherapeutischen Situation tut: Hier treffen sich »gleichschwebende Aufmerksamkeit« und »interesseloses Wohlgefallen«. Da die psychoanalytische Fallgeschichte allerdings im Kantschen Sinne nicht bloß »schön«, sondern auch »gut« ist, gelingt in ihr ein reflexives und kommunizierbares »Einfangen« der gefühlhaft gemachten Erfahrung, d.h. ein Verstehen des Besonderen vor dem Hintergrund psychoanalytischer Begriffe, ebenso wie es der Behandler getan und die sich daher entwickelnde Interaktionsgeschichte zwischen ihm und dem Patienten – ihre »Szenen« – im Schreiben der Fallgeschichte abzubilden gesucht hat.

---

<sup>1</sup> Philipp Soldt habe ich für gemeinsame Diskussionen meiner Gedanken zur Fallgeschichte zu danken, die den vorliegenden Aufsatz wesentlich vorangetrieben haben.

<sup>3</sup> Vgl. etwa die umfangreiche Tagungsreihe der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung »Sigmund Freud: Die großen Krankengeschichten. Geschichten der großen Kranken« des vergangenen Jahres.

<sup>4</sup> Vgl. hierzu auch Kiceluk (1993). Dort wird u.a. entlang der »Traditionen vom Konstrukt des ‚Krankheitsbildes‘« eine Linie psychiatrisch-psychologischer Fallbeschreibungen von Pinel, Charcot, Kraepelin und Meyer bis hin zu Freud gezeichnet (zur Historie der psychoanalytischen Fallgeschichte vgl. a. Rudolf 1993), dessen wesentlicher Beitrag zur Kultur der Falldarstellung darin bestanden hätte, eine »Verknüpfung zwischen dem [körpersemiotischen Krankheits-] Bild und der [Lebens-] Geschichte« zu ziehen (S. 844), unter Berücksichtigung der Tatsache, »dass die Psyche nicht bloß eine Affinität zu narrativen Konstrukten hat: Unter bestimmten Umständen hat sie ihnen gegenüber auch eine Antipathie. Patienten leisten gegen das Erzählen ihrer Geschichten Widerstand.« (S. 852). Dieser Widerstand gegen das Erzählen der Geschichte muss natürlich zwingend als deren Bestandteil gesehen werden.

<sup>5</sup> Bude (1993, S. 16) schreibt: »Dieser Weg des Deutungsprozesses [im Fall Dora] lässt sich in der Form einer Novelle nicht mehr darstellen«.

<sup>6</sup> Dies könnte man im Sinne der *Ästhetischen Theorie* Adornos (1970) als »Krisenerfahrung« bezeichnen und in Bezug zum Konzept ästhetischer Negativität setzen, was an dieser Stelle allerdings den Rahmen sprengen würde.

<sup>7</sup> Eine Verbindung von projektiver Identifizierung und ästhetischer Erfahrung in der therapeutischen Situation hat kürzlich Hübner (2006) geknüpft: »Die Veränderungserfahrung, die der Analytiker macht, wenn er die sprachlich-leibliche Präsenz des Patienten *wahrnimmt*, ist eine ästhetische Erfahrung« (S. 342). Vgl. zu Identifizierungsprozessen und ästhetischer Erfahrung Storck 2007.

<sup>8</sup> Overbeck (1993, S. 45) geht sogar noch einen Schritt weiter, indem er darstellt, dass die »Kriterien der gelungenen mündlichen Vorstellung mit ihrer Erzählkultur [...] Leitlinien für die entsprechende schriftliche Darstellungsform abgeben« könnten. Gemeint ist damit, »dass der Leser über die kognitive Textaufnahme hinaus auch affektiv durch den Text zum Mitfühlen gebracht, zu Phantasien verleitet wird, so dass er auch subjektiv emotional am Therapieerlebnis teilnehmen kann«. Gerade in der (quasi-) literarischen Form der Falldarstellung sieht Overbeck (S. 56) für den Leser »einen erheblich besseren Zugang zur Drehscheibe des Therapiegeschehens, nämlich der Übertragung-Gegenübertragung«.

<sup>9</sup> Da der Gegenstand meiner Darstellung ein anderer ist, sei hier nur knapp auf Buchholz' (u.v.a. 1996; 2003) zahlreiche Arbeiten zur Verbindung von Metapher und psychoanalytischer Praxis hingewiesen. Vgl. a. Reinke (2007) zu Überlegungen zur »Metapher AD(H)S« und der Frage gescheiterter Verständigung darüber, was jemand damit meint.

<sup>10</sup> Schneider (1998, S. 94f.) formuliert dazu: »Die *ästhetische* Form der ‚Geschichte‘ (Novelle) als Darstellungsmittel des Dichters wiederum muss so lange als wissenschaftlich unzureichendes Medium verstanden werden, wie es nicht gelingt, sie als die Darstellungsform einer *realen*, unter der Einwirkung des Widerstandes erzählten (Leidens-)Geschichte aufzufassen, die nicht mehr unter beliebigen ‚Erzählzielen‘ steht, sondern auf ein spezifisches Resultat, einen Ausdruck: das Symptom, ‚verdichtet‘ ist. Ein ‚mikroskopischer‘, vom Alltäglichen abweichender Blick ist nötig«.

<sup>11</sup> Ich greife noch einmal auf Seel (1996, S. 147) zurück, der schreibt: »Denn dass sich jemand einer bestimmten literarischen Gattung zu bedienen versteht, heißt das noch lange nicht, dass er ein Schriftsteller ist. [...] Ein Schriftsteller im starken Sinn ist nur, wer sich in einer bestimmten Weise zu den Möglichkeiten des Verfassens literarischer Texte verhält.«